

EIN BURGUNDISCHES GEFÄSS MIT SCHRIFTÄHNLICHEN ZEICHEN AUS DEM TELTOW

Burgundische Altertümer aus dem Teltow wurden erstmalig im Jahre 1928 bekannt, als bei dem Schäfereivorwerk Schulzendorf im Osten des damaligen Kreises Teltow - jetzt Kreis Königs-wusterhausen - ein reich ausgestattetes Brandgrabengrab zu Tage gekommen war¹⁾. Mit ihm und den bald darauf folgenden weiteren Gräbern von dort war die Westgrenze des burgundischen Siedlungsgebietes im 3./4. Jahrhundert n. Chr. über Wilhelmsau, Kreis Niederbarnim²⁾, hinaus weiter westlich vorgeschoben worden. In einer hübschen Duplizität der Ereignisse war schon kurz vorher in den Jahren 1926/27 von Johannes Hellner, Berlin, das Gräberfeld vom Silberberg bei Großmachnow entdeckt worden. Die Funde waren aber in ihrer Bedeutung nicht recht erkannt worden. Das Gräberfeld liegt unweit des Teltowstädtchens Mittenwalde nord-westlich des bekannten Großmachnower Weinberges, an dessen Südwestrand 1925/26 Albert Kiekebusch das Latènegräberfeld ausgrub, das u. a. einen viereckigen Schildrandbeschlagn erbrachte³⁾. Bei diesen Grabungen war damals neben den Mitgliedern des Museumsseminars auch der junge Assistent der Vorgeschichtlichen Abteilung des Märkischen Museums, Ernst Sprockhoff, beteiligt, der vor kurzem bei Max Ebert in Königsberg zum Doktor der Philosophie promoviert worden war. Er wird sich dieser kleinen Episode seines Lebens, die sich an einer landschaftlich wirklich schönen Stelle seiner märkischen Heimat abspielte, sicherlich noch erinnern und auch des köstlichen Blickes von diesem blumenreichen pontischen Hügel über die weiten Wiesenflächen und die waldbedeckten Moränenkuppen der Teltowlandschaft. Damals trat also auch der sogenannte Silberberg mit seinen burgundischen Brandgrabengräbern des 3./4. Jahrhunderts n. Chr. in Erscheinung, die später verschiedentlich in der Literatur erwähnt und von denen Einzelfundstücke hie und da veröffentlicht worden sind⁴⁾; eine Gesamtpublikation fehlt aber bis heute. Sie wird vom Verfasser in anderem Zusammenhang und in Verbindung mit weiteren burgundischen Funden des Teltow demnächst vorgelegt werden; heute aber sei eine kleine Besonderheit aus dem gesamten Stoffgebiet herausgenommen, um sie unserem Freunde Ernst Sprockhoff als einen herzlichen Gruß zu seinem 60. Geburtstag zu senden, den er als besonderen Gruß seiner Heimat überhaupt empfinden möge.

¹⁾ K. Hohmann, Brandgrabengräber im Kreise Teltow, *Mannus* 21, 1929, 158 ff. *Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit* 9, 1933, 197.

²⁾ H. Busse, *Zeitschrift für Ethnologie* 1905, 569 ff. und *Mannus* 5, 1913, 59 ff. E. Friedel, *Die Brandpletter von Wilhelmsau* (Berlin 1888). Vgl. auch Kossinnas *Ostgermanenaufsatz*, *ZfE.* 1905, 396 ff.

³⁾ A. Kiekebusch in *Nachrichten der Deutschen Anthropologischen Gesellschaft* 2, 1927, Heft 1.

⁴⁾ *Nachrichtenblatt für deutsche Vorzeit* 3, 1927, 25 und 9, 1933, 2 und 197. D. Bohnsack, *Die Burgunden* in H. Reinerth, *Vorgeschichte der deutschen Stämme* Bd. II, 1033 ff.

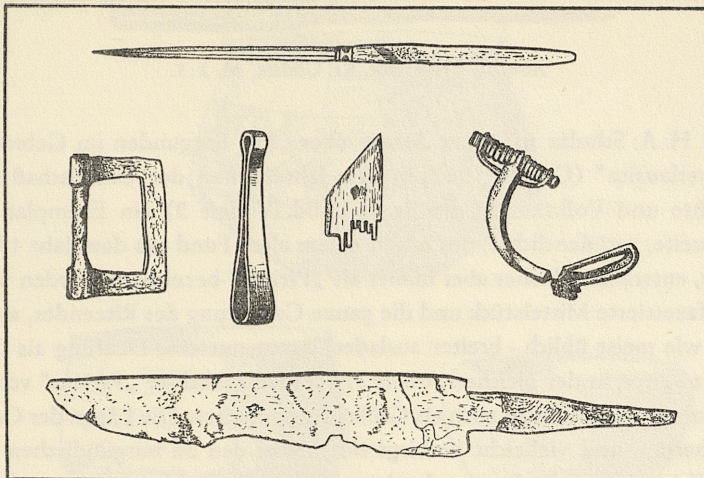


Abb. 1. Gr. Machnow, Kr. Zossen. Silberberg Stelle 35. M. 1:2.

Unter den Funden des Silberberges war schon bei der ersten Durchmusterung des Materials das Gerät aufgefallen, das in den Fundakten als Stichel bezeichnet wird, aber nichts anderes als ein römischer Schreibgriffel (stilus) zu sein scheint. Er stammt von der Stelle 35 des Feldes, die ein reich ausgestattetes Brandgrubengrab enthielt. In der dicken Leichenbrandschicht fanden sich eine Eisenschnalle mit rechteckigem Bügel, eine eiserne, vorzüglich federnde Pinzette, eine im Brand deformierte bronzene Armbrustfibel mit umgeschlagenem Fuß, ein eisernes Messer mit Griffangel, ein Knochenkammstück mit Niet und schließlich der Stilus mit fazettiertem Ritzende und rechteckigem, allmählich abflachendem und schmaler werdendem Spatelende; in der Mitte ist ornamental eine Einschnürung mit Sanduhrmuster angebracht (Kat.-Nummern des ehemaligen Märkischen Museums II, 26935-940) Abb. 1⁵⁾.

Römische Importstücke sind nun an sich im burgundischen Fundbereich, der ja im Ausstrahlungsgebiet der römischen Kultur liegt, nichts Besonderes; überall erscheinen, durch Handel verbreitet, Münzen, Glasperlen, oder auch seltener Glasgefäße, Siebe, Kasserollen und Terra Sigillata-Ware z. B. von Wilhelmsau⁶⁾. Doch da handelt es sich um Schmuckstücke oder Gebrauchsgegenstände, deren Erwerb begreiflich ist. Wozu sollen aber schriftunkundige germanische Bauern einen Schreibgriffel erworben haben, es sei denn, daß ein Reisiger aus römischen Diensten solch ein Ding als eigenartiges Erinnerungsstück in die Heimat mitgebracht habe? Interessant

⁵⁾ Für die Zeichnungen danke ich Herrn Werner Mey am Museum für Vor- und Frühgeschichte Berlin. Zu besonderem Danke verpflichtet bin ich der Leiterin des Museums, Frau Dr. Gertrud Dorka, für immer freundliche Unterstützung meiner Arbeit.

⁶⁾ ZfE. 1905, 580. Vgl. z. B. auch den Fund von Damme, Kreis Prenzlau, bei Kiekebusch in Landeskunde der Provinz Brandenburg III, 428. Bohnsack a. a. O. 1113 und K. H. Wels, Die Burgunden in der Mark Brandenburg, Brandenburg. Jahrb. 1926, 14 ff.

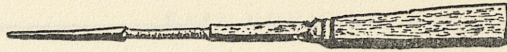


Abb. 2. Jauernick, Kr. Görlitz. M. 2:5.

ist, daß bereits H. A. Schultz in seiner Arbeit über „Die Burgunden im Gebiet der heutigen Preußischen Oberlausitz“ (Görlitz 1937, in den Jahreshften der Gesellschaft für Anthropologie, Urgeschichte und Volkskunde der Pr. O. L. Bd. IV Heft 2) ein Exemplar eines Griffels, nunmehr das zweite, veröffentlichte, das schon einem alten Fund aus dem Jahr 1772 von Jauernick, Kr. Görlitz, entstammt, bisher aber immer als „Pfriem“ bezeichnet worden war⁷⁾ (Abb. 2). Das achtkantig fazettierte Mittelstück und die ganze Gestaltung des Ritzendes, auch das Spatelende, das hier - wie meist üblich - breiter ausladet, lassen nur eine Deutung als Griffel möglich erscheinen. Ein zweiter, in der gleichen Arbeit erwähnter, schlichter „Pfriem“ von Liebstein ist wegen seines Spatelendes vielleicht auch als Griffel anzusprechen. Die Länge der Griffel schwankt um 12-15 cm herum, und vielleicht verbirgt sich hinter den im burgundischen Kreis häufiger auftretenden „Pfriemen“ noch dieser oder jener Griffel⁸⁾. Das westgermanische Gebiet (z. B. Dahlhausen, Kuhbier) und auch das vandalische Gebiet lassen, soviel zu sehen ist, das Gerät vermissen⁹⁾. Natürlich ist für die Beurteilung als Griffel nicht nur die Länge des Gerätes wesentlich, sondern vor allem auch das Spatelende für das Glatstreiben des geritzten Wachses auf dem Schreibtäfelchen und eine gewisse Formgefälligkeit, die zum Pfriem als einem reinen Nutzwerkzeug nicht unbedingt gehört.

Neuerdings glaube ich nun, einen Hinweis geben zu können, wie solche Schreibgriffel wohl in den Händen burgundischer Menschen gebraucht sein mögen und welches Interesse sie am Erwerb eines solchen Gegenstandes gehabt haben können. Schon Ende der zwanziger Jahre hatte ich bei der kleinen Ortschaft Jütchendorf im Westen des Teltow, jetzt Kreis Zossen, am Südrande des Gröbener Sees auf einem hochwasserfreien sandigen Hügel eine vorgeschichtliche Dorfsiedlung festgestellt und einen Backofen mit einer gepflasterten Tenne vor der Öffnung in einem der ehemaligen Häuser freilegen können. Das anfallende Scherbenmaterial gestattete damals keine genaue zeitliche Einordnung des Fundkomplexes; zu denken war, obwohl keine diesbezüglichen Ornamente vorlagen, am ehesten an slawische Herkunft, weil die unweit am Westausgang des Ortes an der Nuthe gelegene „Jaatsche“ einen wendischen Burgwall in sich birgt. Zur näheren Untersuchung fehlte es damals an Zeit, Kräften und Mitteln, und so wurde leider im Laufe der folgenden Jahre infolge intensiver Kiesabfuhr durch den Besitzer

⁷⁾ Erstmals ist das Stück von L. Feyerabend in den gleichen Jahreshften Bd. I, Heft 1, 1890, veröffentlicht und auf Tafel II unter Nr. 24 abgebildet.

⁸⁾ H. Busse in Mannus 5, 1913, 71 erwähnt z. B. 6 Exemplare von Wilhelmsau und 10 Stück von Sadersdorf, Kreis Guben. Vgl. auch Bohnsack a. a. O. Tafel

462, 7 einen Fund von Schertendorf, Kr. Grünberg.

⁹⁾ Vom westgermanischen Gebiet ist mir nur der eiserne Pfriem von Berkau in der Altmark bekannt. Vgl. H. Lies, Festschrift Magdeburg 1928, Bd. V Taf. 43, 7. Systematisch habe ich allerdings die Verbreitung der Pfrieme nicht überprüft.

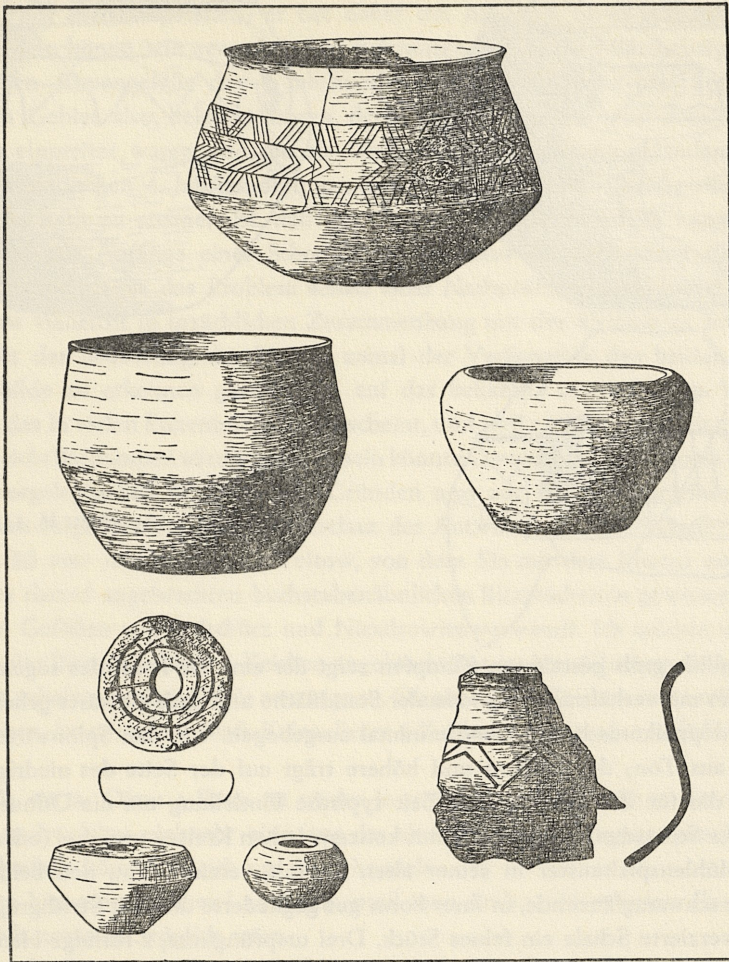


Abb. 3. Jütchendorf, Kr. Zossen. M. 1:4; Spinnwirtel 1:2.

Bastian die Dorfstelle fast restlos zerstört. Neue Funde sind nicht gemacht oder gemeldet worden. Durch eine kurze Notiz über den Backofenfund in der Tagespresse waren aber Liebhaber auf die Fundstelle aufmerksam geworden, und so gelangten später zeitbestimmende Scherben in das Potsdamer Heimatmuseum, und einzelne Gefäße sind einige Jahre danach in den Besitz eines Berliner Privatsammlers gekommen.

Aus der Hand dieses Herrn, der übrigens ein durchaus zuverlässiger Mensch ist, so daß der Gedanke an eine etwaige Fälschung nicht aufkommen kann, sind kürzlich die Jütchendorfer Fundstücke für das Museum des Teltow erworben worden (Abb. 3 u. 4). Es handelt sich um vier Tongefäße, drei Spinnwirtel und einige Scherben. Von den beiden kleinen, etwas dickwan-

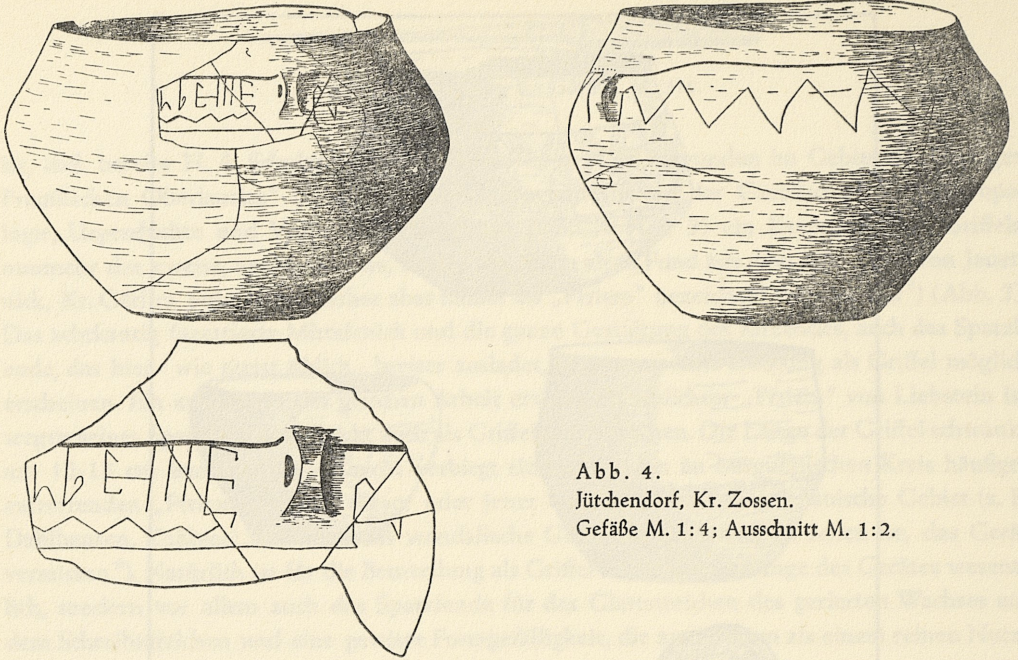


Abb. 4.
Jütchendorf, Kr. Zossen.
Gefäße M. 1: 4; Ausschnitt M. 1: 2.

digen und ziemlich grob gestalteten Kumpfen zeigt der eine die Form des sogenannten spätrömischen Topfes mit verhältnismäßig schmäler Standfläche und nach einwärts gebogenem Rand; der andere ist doppelkonisch, sein Rand minimal ausgebogen. Von den Spinnwirteln sind zwei doppelkonisch aus Ton; der größere und höhere trägt auf der Seite des niedrigen breiteren Kegelstumpfes die für die spätrömische Zeit typische Einfeldung um die Öffnung. Auch der dritte, eine flache Steinscheibe, ist typisch mit konzentrischen Kreisen und drei (oder 4 ?) Radien, ähnlich dem Mühlenspielmuster in seiner alten Gestalt, verziert. Von den beiden größeren Gefäßen ist die schwarzglänzende, in ihrer Form gut gegliederte und mit Strichgruppenbändern geschmackvoll verzierte Schale ein feines Stück. Drei ursprüngliche, x-förmige Henkelchen sind schon in alter Zeit abgeschlagen, um sie als Deckschale für das größte Gefäß herzurichten. Denn mit seinem Rand in das andere gestülpt, wurde es von den Kiesgrubenarbeitern im Boden gefunden. Beim Herausheben wurde das größte Gefäß leider zerschlagen, aber es konnte wieder zusammengesetzt werden. Es ist ebenfalls schwarzglänzend und wie die Schale freihändig geformt in der Art des römischen Topfes mit starker Einbiegung nach dem ziemlich hoch liegenden Umbruch, nur daß hier der Rand ein wenig ausgelippt ist; es macht zwar einen plumperen Eindruck als die Schale, ist aber bemerkenswert durch eine auf und über dem hochliegenden Umbruch nach dem Brande eingeritzte Wellen- oder Zickzacklinie, die sich zwischen den drei Henkeln hinschwingt. Das Muster sowie die Dreizahl der Henkel sind gebräuchlich in der damaligen Keramik. Kurz vor dem dritten Henkel schrumpft die Wellenlinie ein und untermalt dort, kleiner geworden, sechs eingeritzte Zeichen. Die Eigenart der Ritzung¹⁰⁾ war dem Vor-

¹⁰⁾ An römischen und provinzialrömischen Gefäßen sind Einritzungen von Namen und Inschriften recht häufig.

besitzer natürlich auch aufgefallen; er bat daher um Auskunft, ob es sich dabei vielleicht um „Runen“ handeln könne, wie etwa auf dem bekannten Speer von Müncheberg, Kr. Lebus. Da die schlesischen Runengefäße des 3. Jahrhunderts von Niesdrowitz und Sedschütz ¹¹⁾, aus wandalischem Gebiet also, bekannt waren, deren Zeichen freilich vor dem Brennen in den weichen Ton eingeritzt waren und die als Grabgefäße Verwendung gefunden hatten, und da weiter im burgundischen 4. Jahrhundert, aus dem die Jütchendorfer Gefäße offensichtlich stammen, durchaus damit zu rechnen ist, daß der Norden die südliche Schrift kannte und daß bei den Burgunden die Anfänge einer Schreibkunst durchaus vorauszusetzen sind, erschien die Angelegenheit und damit das Problem selbst einer Nachprüfung wert, zumal der Griffel von Großmachnow vielleicht in ursächlichen Zusammenhang mit der Ritzung zu bringen ist.

In Anbetracht der Bedeutung des Fundes, zumal der Verfasser in den beiden ersten Zeichen runische Gebilde zu erkennen glaubte, die auf das bekannte zauberkräftige Wort „alu“ hindeuteten ¹²⁾, das in vielen Runeninschriften erscheint, und weil zu vermuten war, daß im 3. und 6. Zeichen vielleicht Binderunen wiedergegeben sein könnten, wurde der Fund Herrn Prof. W. Krause, Göttingen, vorgelegt. Aus methodischen Gründen und zur Gesamtbeurteilung des Jütchendorfer Gefäßes folgt hier der genaue Wortlaut der Antwort von Prof. Krause:

„Das Tongefäß von Jütchendorf, Kr. Teltow, von dem Sie mir drei Photos zugesandt haben, ist wegen der darauf angebrachten buchstabenähnlichen Ritzzeichen in gewisser Weise mit den wandalischen Gefäßen von Sedschütz und Niesdrowitz verwandt. Ich möchte meinen, daß der Ritzer (oder die Ritzerin) diese 6 Zeichen angebracht hat in dem Glauben, dadurch dem Gefäß irgendwelche geheimnisvollen Kräfte anzueignen. Ob aber diese Zeichen einen wirklichen Sinn im einzelnen haben, ist mir zweifelhaft. Keins dieser 6 Zeichen scheint mir mit Sicherheit runisch zu sein:

1. Keinesfalls ein a: Diese a-Form ist weder in ostgermanischen noch in deutschen Runeninschriften nachweisbar, vielmehr eine (aus der alten J-Rune hervorgegangene) skandinavische Form. Allenfalls könnte es sich um ein s handeln.
2. Wenn man hier ein runisches l annimmt, muß man doch wohl mit einer Sturzrunen rechnen, was an sich natürlich möglich wäre.
3. Kaum eine Binderune uh; wenn überhaupt runisch, allenfalls lh. Doch möglich auch Einfluß des latein. H.
4. u. 5. Ein senkrechter Strich ist zu vieldeutig, um an sich als i-Rune gedeutet zu werden.
6. Keinesfalls eine dreifache Binderune sss. Eher könnte der Ritzer an lateinisches E gedacht haben; dann wären die kurzen senkrechten Striche rechts nur Zierstriche.

¹¹⁾ E. Raschke, Ein Runentopf in dem wandalischen Männergrabe von Sedschütz, Kreis Neustadt OS. Altschlesien 5, 1934, 376 ff. und W. Krause, Die Runeninschrift von Sedschütz, ebda. 382 ff. E. Raschke, Ein zweiter wandalischer Runentopf aus Oberschlesien, Altschlesien 6, 1936, 237 ff. An-

schließend wieder W. Krause: Die Inschrift auf der Urne von Niesdrowitz, 239 ff.

¹²⁾ Vgl. zu der Deutung des 1. Zeichens als „a“ W. Krause, Was man in Runen ritze ³ (1943) 24. Sonst zu dem Zeichen auch H. Arntz, Handb. der Runenkunde ² (1944) 68 Anmerkung. 3 (=p) und S. 45.

So gern ich also auch meinerseits das Auftauchen einer neuen ostgermanischen Runeninschrift begrüßen würde, so wage ich es nicht - zumindest nicht auf Grund der Photos - die Zeichen von Jütchendorf als Runen oder auch nur als runisch beeinflusste Zeichen anzusprechen. Eher möchte ich an Beeinflussung durch lateinische Buchstaben denken. Die Burgunden des 4. Jhs. können ja sehr wohl sowohl mit Runen wie mit lateinischen Buchstaben in mehr oder weniger enge Berührung gekommen sein. Auf alle Fälle nehme ich an, daß die 6 Zeichen der Urne fremde Buchstaben nachahmen sollten. Um reine Begriffszeichen handelt es sich wohl nicht. Es wäre wünschenswert, daß noch mehr derartige Ritzungen zu Tage gefördert würden."

Zu den Ausführungen von Prof. Krause hat der Verfasser dann in einem Dankschreiben Stellung genommen. Der Einfachheit halber sei wörtlich zitiert:

„Wenn Sie mir durch Ihre Zeilen auch manche Illusion genommen haben, muß ich Ihren Ausführungen doch zustimmen, da sie ja aus Ihrer umfassenden Kenntnis des Materials stammen. Natürlich habe auch ich, als ich das Gefäß zum ersten Mal sah, das dem lateinischen H und das dem E ähnliche Zeichen zunächst für nichts anderes gehalten, aber ich sagte mir, die einer Schrift ähnliche Zeichengruppe müsse doch eine Sinnbedeutung haben, und so kam ich zu meinen Vermutungen. Und das bleibt bei Ihrer Analyse auch das mich Unbefriedigende, denn ich kann mir nicht denken, daß es sich lediglich um inhaltlose Nachahmung von Buchstaben handeln dürfe. Der Ritzer oder die Ritzerin hat doch wohl den Zweck im Auge gehabt, den Inhalt des Gefäßes zu schützen gegen irgendwelche schädigenden Einflüsse von außen. Denn soviel wir wissen, handelt es sich doch gewöhnlich um Heilszeichen oder Abwehrzauber. Und nun habe ich mir Gedanken gemacht darüber, was wohl die geritzte Wellenlinie um die Schulter des Gefäßes und auslaufend in die verkleinerte Linie unter den Zeichen bedeuten solle. Für eine einfache Dekoration konnte ich sie - eben wegen dieses verkleinerten Endes - nicht halten, und deshalb dachte ich etwa an eine das Gefäß bzw. seinen Inhalt umschützende Linie oder, wenn man den sinnbildlichen Gehalt der Wellenlinien innerhalb der runischen Welt bedenkt, an ein Symbol für Flüssigkeit, auf die sich dann die Schriftzeichen bezögen¹³⁾. Daß nun aber der Ritzende einfach ihm dem Sinne nach unbekannte, nur der Form nach bekannte römische Zeichen, die ihm immerhin geheimnisvoll waren, nachgeahmt haben solle, das will mir nicht recht eingehen¹⁴⁾. Denn wenn der Ritzende eine Persönlichkeit war, die zauberische Kräfte zu beherrschen glaubte oder der solche von anderen zugesprochen wurden, dann muß der Betreffende doch seiner bestimmten Zeichen sicher gewesen sein, sonst hätten sie ja keine Kraft besessen. Und wenn das dritte Zeichen nur einfach eine H-Nachahmung wäre, dann wären der verkürzte linke Vertikalstrich und die daran sitzenden Endhäkchen unnötig, zumal dem Ritzer das alte

¹³⁾ Arntz, a. a. O. 138 Anm. 1 (Nach Schwantes). Vgl. auch O. F. Gandert, Lausitzer Opferbecher, Jahresschrift f. d. Vorgeschichte der sächs.-thür. Länder 24, 1936, 190 u. Anm. 3.

¹⁴⁾ Vgl. aber C. Blümlein, Römer und Germanen (1926) 91 „Jedenfalls hat man jene Schriftzeichen

(gemeint sind die römischen) unverständlich zu Zauber u. Weissagung verwandt. Zu Schriftzwecken, zunächst zu Inschriften auf Steinen, Geräten, Waffen sind sie erst in Gebrauch, nachdem man überhaupt die Kenntnis der Schrift von den Römern übernommen hatte."

gleichgestaltete hagals-Zeichen aus seiner Zeichenwelt heraus doch sicherlich bekannt gewesen sein dürfte. Und was sollte ihn veranlaßt haben, bei dem E-Zeichen die drei Endhäkchen anzuhängen? Die Erklärung als Verzerrungen wäre natürlich möglich¹⁵). Aber Sie haben recht, daß nur anderweitige Belege - zeitlich und räumlich bzw. kulturell nahestehend - entscheiden könnten, ob es sich um mehr als sinnlose Zeichen handelt. Und die sind zunächst nicht da.

Zu Ihrer Deutung, sehr geehrter Herr Professor, paßt sonst sehr gut, daß die Zeichen vielleicht mit einem römischen Stilus in die glasähnliche Überfangschicht des schwarzgebrannten Gefäßes eingeritzt sind. Solch ein Ding ist in einem nicht weit abliegenden Gräberfeld burgundischen Typus (Großmachnow, Silberberg) aus einem gleichzeitigen typischen Brandgrubengrab geboren worden, seine Bedeutung war aber bisher immer schleierhaft geblieben. Ein zweiter ähnlicher Fund scheint übrigens aus der preußischen Oberlausitz vorzuliegen, so daß also die Bekanntheit der Burgunden mit der mittelmeeischen Schreibkunst dadurch hübsch belegt ist. Sie müssen ein Interesse daran gehabt haben, einen Stilus zu besitzen, um damit ähnliches ausführen zu können wie der Südländer. Und als sie noch nicht lesen konnten, haben sie in den Schriftzeichen der Römer eben ihren alten Heilszeichen ähnliche Gebilde gesehen und in ihrem Zauberritus verwandt. Das sind ja Gedankengänge, die in der runischen Literatur - auch von Ihnen selbst - öfter ausgeführt worden sind."

Der Schriftwechsel wurde zunächst abgeschlossen durch eine Karte Prof. Krauses, auf der es heißt:

„Über die Inschrift von Jütchendorf kann man natürlich verschiedener Meinung sein. Jedenfalls haben mich Ihre Ausführungen über burgundische Gefäße ähnlicher Art sehr interessiert, und man wird die genannte Inschrift weiter im Auge behalten müssen in der Hoffnung auf spätere ähnliche Funde.“

Das Ergebnis ist demnach klar. Wenn wir also auch statt des verschollenen Runenspees von Müncheberg und anstelle des kürzlich von der Stadt Berlin an Dänemark zurückgegebenen Haflesundsteins¹⁶) mit der Hairulfr-Inschrift (er stand bis dahin, als romantisches Erinnerungsstück aus dem Feldzug 1864 mitgebracht, vor dem Jagdschloß Dreilinden des Prinzen Friedrich Karl von Preußen unweit des Bahnhofs Wannsee) mit keiner neuen Runeninschrift in unserer märkischen Heimat aufwarten können, so bleibt der Fund doch für die kulturhistorische und psychologische Situation der Burgunden im 4. Jahrhundert n. Chr. bedeutsam. Der alte Zauberglaube dauert offenbar noch an. Der Runenmeister, der vielleicht auch der Mediziner seiner Sippe oder seines Stammes ist und sich auf das Brauen wirksamer Heil- und Zaubertänke versteht, oder die weise Ritzlerin (die Bestattungen vom Silberberg scheinen alle vorwiegend Frauengräber zu sein) bedient sich des echten römischen Stilus als Zaubergriffels, um, wie es einmal im Neuen Testament (Matth. 3,15) heißt, „alle Gerechtigkeit zu erfüllen“. Aber es sind nun nicht mehr die alten Runen, die sinnbildlichen Begriffszeichen, wie sie nach Ausweis der vandalischen Beispiele aus Schlesien und des Müncheberger Speeres noch im 3. Jahrhundert üblich sind, son-

¹⁵) Auf latein. Inschriftsteinen ist gerade beim Buchstaben E die Endverzierung beliebt.

¹⁶) W. Krause a. a. O. 28.

dern der Übergang einer alten sinnbildlichen Kultschrift zu einer Schreibschrift scheint sich anzudeuten. Und das wäre durchaus begreiflich, denn schon im 3. Jahrhundert waren ja burgundische Volksteile mit Wandalen zusammen südwestwärts gezogen und mit den Römern zusammengestoßen¹⁷⁾. Durch Rückwanderer in die Heimat kann also die Übernahme römischer Kultur-elemente durchaus geschehen sein, wie das auch Kossinna in seinem Ostgermanenaufsatz 1905, S. 407, schon dargetan hat. Um 400 ist dann auch der Rest des Volkes in die römische Kontaktzone am Rhein übergesiedelt, wo sich nach einer kurzen Blüte ihres Reiches um Worms das tragische Geschick der Burgunden erfüllte, das von der Heldensage so wunderbar umrankt wurde und der Kern unseres deutschen Nationalepos, des Nibelungenliedes, geworden ist.

Abschließend ist zu bemerken, daß durch die Jütchendorfer Funde, die hoffentlich demnächst durch eine Grabung noch vermehrt werden können, die Westgrenze des ehemaligen burgundischen Gebietes in unserer Heimat für das 4. Jahrhundert bis an die Nutheniederung herangerückt wird, die auch landschaftlich den Anforderungen einer alten Grenzzone genügt. Und westlich davon hat dann anscheinend der Ödlandstreifen gelegen, der die Westgermanen um Brandenburg herum damals von den Ostgermanen trennte. Die Karte Bohnsacks¹⁸⁾ ist danach zu ergänzen.

¹⁷⁾ Bohnsack a. a. O. 1131. E. Petersen, Die Burgunden in Schlesien und ihre Schicksale, Volk und Rasse 1932, 95.

¹⁸⁾ Bohnsack a. a. O. 1114.